

STUDIENKURS SOZIOLOGIE

Feldhaus | Schlegel

Familiensoziologie



Nomos

STUDIENKURS SOZIOLOGIE

**Lehrbuchreihe für Studierende der Soziologie
an Universitäten und Hochschulen**

Wissenschaftlich fundiert und in verständlicher Sprache führen die Bände der Reihe in die zentralen Forschungsgebiete, Theorien und Methoden der Soziologie ein und vermitteln die für angehende Soziolog:innen grundlegenden Studieninhalte. Die konsequente Problemorientierung und die didaktische Aufbereitung der einzelnen Kapitel erleichtern den Zugriff auf die fachlichen Inhalte. Bestens geeignet zur Prüfungsvorbereitung u.a. durch Zusammenfassungen, Wissens- und Verständnisfragen sowie Schaubilder und thematische Querweise.

Michael Feldhaus | Monika Schlegel

Familiensoziologie



Nomos



Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6069-5 (Print)

ISBN 978-3-7489-0198-3 (ePDF)

1. Auflage 2023

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2023. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

Der vorliegende Studientext zur Familiensoziologie geht zurück auf zwei Veranstaltungen, die regelmäßig im Studienjahr an der Universität Oldenburg angeboten werden. Zum einen das Modul „Einführung in die Familiensoziologie“ im Rahmen des Bachelors für Sozialwissenschaften und zum anderen das Modul „Sozialisation-Erziehung-Bildung“, welches ein Pflichtmodul im bildungswissenschaftlichen Curriculum der Lehrkräfteausbildung ist. In beiden Fällen war es das Interesse der Studierenden für das Thema, ihre Nachfragen und Anregungen, die dazu geführt haben, einen einführenden Übersichtstext zur Familiensoziologie ergänzend zu den Vorlesungen und Seminaren zu formulieren. Für dieses Interesse und Engagement möchten wir uns bei unseren Studierenden herzlich bedanken! Hinzugekommen ist die Anfrage des Nomos-Verlages, ob im Rahmen der etablierten Reihe „Studienkurs Soziologie“ Interesse daran besteht, einen Studientext zur Familiensoziologie zu schreiben. Das Ziel dieser Reihe liegt darin, in verständlicher Sprache in die jeweiligen grundlegenden Forschungsthemen der einzelnen Speziellen Soziologien einzuführen. Wir danken insbesondere Herrn M.A. Alexander Hutzel für diese Anfrage und die gute Betreuung sowie die hilfreichen Kommentierungen zu den einzelnen Kapiteln. Wir möchten uns ferner herzlich bedanken bei Tim Baalman, Ana Brömmelhaus und Paul Malohn für vielfältige Kommentierungen und für die Unterstützung bei der Erstellung der Grafiken. Danke! Schließlich sei erwähnt, dass der Studientext während der Corona-Pandemie entstanden ist und insofern die tagesaktuellen Forschungsergebnisse zu Familie und Corona nur begrenzt aufgenommen werden konnten.

Wenn der Text dazu führt, bei Studierenden und Interessierten aus angrenzenden Fachgebieten die Neugierde an dem Thema „Familie, Kindheit und Jugend“ zu wecken, dann hat sich aus unserer Sicht die Arbeit daran gelohnt.

Oldenburg, 2023

Michael Feldhaus und Monika Schlegel

Inhalt

Vorwort	5
Abbildungsverzeichnis	9
Tabellenverzeichnis	11
I. Einführung	13
II. Familiensoziologie: Grundlagen	17
II.1 Grundbegriffe und Definitionen	17
II.2 Kurzer Abriss zur Etablierung einer Familiensoziologie in Deutschland	28
II.3 Familiendemographische Entwicklungen im Überblick	32
III. Theoretische Ansätze in der Familiensoziologie	49
IV. Familiäre Strukturen und Familienverläufe	77
IV.1 Familienformen	77
IV.2 Familienverläufe	81
V. Familiäre Beziehungen und Dynamiken	89
V.1 Von der Partnerschaft zur Elternschaft: Elternschaftsbeziehungen	89
V.2 Eltern-Kind-Beziehungen und Erziehung	101
V.3 Familiäre (Freizeit)Aktivitäten und Medien	121
V.4 Erwerbsarbeit, Arbeitsteilung und Work-Life-Balance in der Familie	133
V.5 Intergenerationale Beziehungen	145
V.6 Geschwisterbeziehungen	155
V.7 Familiäre Transitionen und kritische Lebensereignisse	169
V.8 Gewalt in der Familie	185
VI. Soziale Ungleichheit und Familien	197
VII. Ausblick	213
Stichwortverzeichnis	217
Bereits erschienen in der Reihe STUDIENKURS SOZIOLOGIE	221

Abbildungsverzeichnis

Abb. II.1:	Zusammengefasste Geburtenziffer in Deutschland (1871–2019)	33
Abb. II.2:	Endgültige Kinderzahl von Frauen (Geburtenkohorten: 1945–1975)	34
Abb. II.3:	Zusammengefasste Geburtenziffer in Ost- und West-Deutschland (1945–2019)	37
Abb. II.4:	Anteil kinderloser Frauen nach Geburtsjahrgängen und Wohnort	39
Abb. II.5a:	Eheschließungen in Westdeutschland (1960–2020)	40
Abb. II.5b:	Eheschließungen in Ostdeutschland (1960–2020)	40
Abb. II.6a:	Lebensgemeinschaften nach Vorhandensein von Kindern in Westdeutschland (1996–2020)	42
Abb. II.6b:	Lebensgemeinschaften nach Vorhandensein von Kindern in Ostdeutschland (1996–2020)	42
Abb. II.7:	Nichtehelichenquote für West- und Ostdeutschland (1946–2021)	43
Abb. II.8:	Zusammengefasste Ehescheidungsziffer (1970–2020)	44
Abb. II.9:	Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensform (1996–2020)	45
Abb. III.1:	Stresstheoretischer Zugang	53
Abb. III.2:	Struktur des Systems	56
Abb. III.3:	Hierarchie der Systeme in Anlehnung an Ropohl	57
Abb. III.4:	Process-Person-Context-Time (PPCT-)Modell	60
Abb. III.5:	Das Mikro-Makro-Diagramm nach James Coleman	63
Abb. III.6:	Modell sozialbiologischer Einflussfaktoren über den Lebenslauf	70
Abb. IV.1:	Familienverläufe von Familien mit Kindern unter 18 Jahren im HH	83
Abb. V.1:	Durchschnittliches Alter der Mütter bei Geburt des 1. Kindes in der bestehenden Ehe in Deutschland, West- und Ostdeutschland (1960–2021)	90
Abb. V.2:	Übergang zur Elternschaft und elterliche Beziehungsqualität	94
Abb. V.3:	Angaben zur Intimität von Eltern und Kindern	105
Abb. V.4:	Erziehungsstile in Anlehnung an Baumrind.	108
Abb. V.5:	Einflussdimensionen auf das elterliche Erziehungsverhalten und deren Folgen für die kindliche Entwicklung	112
Abb. V.6:	Erwerbstätigenquote der 15- bis unter 65-jährigen Frauen und Männer in Deutschland (1991–2020)	134
Abb. V.7:	Kinder nach Anzahl der Geschwister im selben Haushalt 2021	156

Abbildungsverzeichnis

Abb. V.8:	Einflussfaktoren auf die Ausgestaltung der Geschwisterbeziehung	158
Abb. V.9:	Entwicklung der Opferzahlen partnerschaftlicher Gewalt. Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik.	187
Abb. VI.1:	Verteilung des jährlichen Nettoäquivalenzeinkommens nach Haushaltstyp 2021	199
Abb. VI.2:	Gini-Koeffizient für die Einkommens- und Vermögensungleichheit in Deutschland	200
Abb. VI.3:	Einkommensquintile (2009 und 2017 im Vergleich)	202
Abb. VI.4:	Armutsgefährdungsquoten von Familien/Kindern	205

Tabellenverzeichnis

Tab. IV.1:	Familien nach Zahl der minderjährigen Kinder in Deutschland	79
Tab. V.1:	Erziehungsmaxime von Eltern (mit Kindern unter 18 Jahren, in %)	110
Tab. V.2:	Elternschaft in Abhängigkeit des sozioökonomischen Status der Eltern	111
Tab. V.3:	Schichtgebundene Förderung der Kinder im Elternhaus (mit Kindern unter 18 Jahren)	125
Tab. V.4:	Erwerbstätigenquote von Eltern nach Alter des jüngsten Kindes und Beschäftigungsumfang (2020).	135
Tab. V.5:	Erwerbskonstellationen von Eltern mit Kindern unter 18 Jahren im Haushalt	135
Tab. VI.1:	Anteil am gesamten Nettovermögen nach Dezilen 2017	201

I. Einführung

Soziologie ist eine Wissenschaft, die sich theoretisch und empirisch mit der Erforschung des sozialen Handelns von Akteur:innen befasst, um die zugrundeliegenden Voraussetzungen, Abläufe und Folgen des menschlichen Zusammenlebens zu erklären. Eine zentrale Institution des menschlichen Zusammenlebens in der Gesellschaft ist die Familie und die Familiensoziologie beschäftigt sich entsprechend mit der gesellschaftlichen Einbettung von Familie, mit den zugrundeliegenden familialen Strukturen und deren inhärenten Dynamiken. Familiensoziologische Themen und Fragestellungen sind bereits mit der Entstehung der Soziologie als Wissenschaft im 19. Jahrhundert verbunden. Aber auch schon viel früher waren Fragen zur Situation der Familie und ihrer Mitglieder sowie zur Rolle von Familie und Verwandtschaft in der jeweiligen Gesellschaft für das gesellschaftliche Zusammenleben und für politische Entscheidungsprozesse von Bedeutung. Das hat sich auch bis heute nicht geändert! Die Familie ist eine wesentliche Institution in unserer Gesellschaft und es sieht nicht so aus, als würde sich dies ändern, obwohl immer wieder „Untergangsszenarien“ zur Familie in den Medien auftauchen. Gleichwohl gibt es nicht *die* Familie und noch weniger ist Familie ein statisches Gebilde. Im Gegenteil: Familie unterlag und unterliegt einem sozialen Wandel, der mit Veränderungen der Gesellschaft als Ganzes verknüpft ist, als auch durch Veränderungen in den je einzelnen Familien hervorgerufen wird. Eine Dynamik, die sich sowohl von innen her ergibt, durch die jeweiligen Rollen in der Familie, durch Beziehungsdynamiken und Erwartungen, die seitens ihrer Mitglieder auftreten, als auch durch eine Dynamik, die von außen initiiert wird, durch die Einbettung in weitere gesellschaftliche Kontexte wie dem Arbeitsmarkt, der Politik, dem Bildungssystem oder den sozialen Medien.

Wir werden in diesem Einführungsband einen besonderen Fokus auf familiäre Strukturen und Dynamiken, auf die Familie als Beziehungs- und Interaktionssystem, legen. Wir wenden uns entsprechend ausführlich den Familienmitgliedern zu und ihren inhärenten Beziehungen in der Familie: den Elternbeziehungen, den Eltern-Kind-Beziehungen, Geschwisterbeziehungen und gehen damit verstärkt auch auf Kinder, Jugendliche, junge und ältere Erwachsene in familialen Kontexten ein. Ausgeklammert werden Fragen nach der Familiengründung und der Familienerweiterung, d.h. Fragen nach dem generativen Verhalten ebenso wie Fragen nach zugrundeliegenden Partnerwahldynamiken. Ohne Zweifel sind dies wichtige Fragen im Kontext der Familiensoziologie, aber dieser Einführungsband legt den Fokus auf familiäre Beziehungen. Ein derartiger Zugang zur Familiensoziologie fokussiert dann nicht nur die soziologischen Grundlagen von Familienbeziehungen, sondern weist entsprechend auch Überschneidungen zur Soziologie der Kindheit, der Jugend sowie zu anderen Disziplinen wie die Entwicklungs- und Familienpsychologie oder der pädagogischen Psychologie auf.

Beginnend mit Anmerkungen zur Definition von Familie und zu den Grundbegriffen, wenden wir uns im zweiten Schritt den demographischen Entwicklungen zu. Hierbei werden gesamtgesellschaftliche Entwicklungen dargestellt, die einen ersten Eindruck darüber geben, wie sich Familie in den letzten Jahrzehnten strukturell

I. Einführung

verändert hat und welche Gründe sich dafür anführen lassen. Im dritten Kapitel werden theoretische Grundlagen gelegt. Es erfolgt ein einführender Blick in spezifischere theoretische Zugänge, die aktuell im Kontext der Familiensoziologie von Bedeutung sind. Während sich das vierte Kapitel stärker auf Familienstrukturen und deren Veränderungen bezieht, konzentriert sich das fünfte Kapitel auf den familialen Alltag, auf familiäre Interaktionen und Beziehungen: Elternschaftsbeziehungen, Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehungen, Erziehung und Sozialisation, Auftreten und Folgen von Trennungen und Scheidungen sowie Gewalt in Familien. Im sechsten Kapitel wird schließlich der Fokus auf Familie und soziale Ungleichheit gelegt.

Durch den Schwerpunkt auf innerfamiliäre Dynamiken grenzt sich der vorliegende Einführungsband in Teilen von bisherigen Einführungen in die Familiensoziologie ab. Detaillierte Fragen zur Geschichte der Familie, zum Zusammenhang von familialen und nicht-familialen Lebensformen, Fragen zur Partner:innenwahl und zur Paarbeziehung, kulturvergleichende Analysen sowie Fragen zur Familiengründung und Familienerweiterung spielen hier eine untergeordnete Rolle. Diese und weitere Themen werden z.T. in weiteren sehr lesenswerten Einführungen zur Familiensoziologie mit aufgenommen: siehe dazu die Bücher von Johannes Huinink und Dirk Konietzka (2007), Günter Burkart (2008), Norbert F. Schneider (2008), Rosemarie Nave-Herz (2013, 2019), Cornelia Helfferich (2017), Dorett Funke und Bruno Hildenbrand (2018), Rüdiger Peuckert (2019), Norbert F. Schneider und Michaela Kreyenfeld (2021), Oliver Arránz Becker, Karsten Hank und Anja Steinbach (2022) sowie Jutta Ecarius und Anja Schierbaum (2022).

An wen richtet sich die Einführung? Der vorliegende Band ist als eine Einführung konzipiert. Damit können längst nicht alle Themen in der Tiefe besprochen werden und es wird auch bewusst darauf verzichtet, hier z.T. komplexe statistische Methoden zugrunde zu legen. Es geht darum, einen Einblick in aktuelle Fragen rund um Familie zu vermitteln. Damit richtet sich der Band vornehmlich an Studierende mit den Schwerpunkten Familiensoziologie, Familienwissenschaften, Kindheits- und Jugendsoziologie und auch explizit an Studierende mit dem Berufsziel Lehramt, da Informationen über familiäre Hintergründe sehr wichtig für Lehrkräfte sind. Der Band richtet sich ebenfalls an Berufsgruppen, die mit Familien und Familienbeziehungen konfrontiert werden, z.B. Erzieher:innen, Personen in der sozialen Arbeit, in der Beratung sowie an Personen, die insgesamt am Thema Familie interessiert sind.

II.3 Familiendemographische Entwicklungen im Überblick

unterscheiden: Ehepaare mit Kind(ern) im Haushalt; nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kind(ern) im Haushalt (darunter gegen- und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften) und Alleinerziehende mit Kind(ern) im Haushalt. Nicht mehr zu den Familien gehören Eltern(teile), deren Kinder den elterlichen Haushalt bereits verlassen haben. Da der Mikrozensus nicht nach Kindschaftsverhältnissen unterscheidet, ist es hier auch nicht möglich, zwischen rechtlichen und sozialen Elternschaftsbeziehungen zu unterscheiden, d.h. Stieffamilien oder gar haushaltsübergreifende Familienformen können hier nicht ausgewiesen werden (siehe dazu ausführlicher Kap. IV).

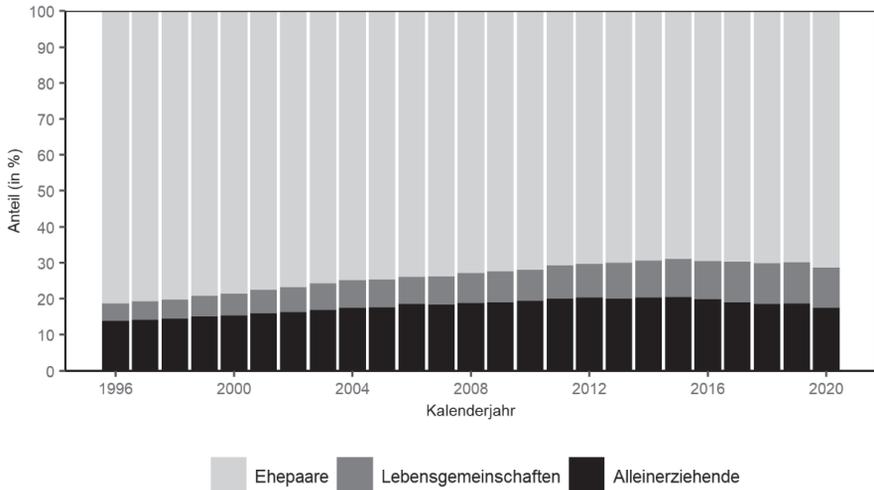


Abb. II.9: Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensform (1996–2020).
Quelle: Statistisches Bundesamt, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB).

Werden zunächst die Angaben zu Familienformen in Deutschland betrachtet, wie der Mikrozensus sie bereithält, so zeigt sich, dass mit Blick auf minderjährige im Haushalt lebende Kinder die überwiegende Mehrheit weiterhin im Rahmen einer elterlichen Ehebeziehung aufwächst. Dieser Anteil hat jedoch in den letzten 20 Jahren um ca. 10 Prozentpunkte abgenommen. Ferner ist zu konstatieren, dass der Anteil der gleich- und gegengeschlechtlichen Lebensgemeinschaften zugenommen hat. Darüber hinaus ist auch der Anteil der Alleinerziehenden größer geworden. Diese Angaben sind jedoch reine Querschnittsangaben, d.h. es wurde danach gefragt, wer zu einem bestimmten Stichtag in welcher Konstellation zu Hause lebt. Diese Analysen bilden daher die dynamischen Verläufe von Familien nicht ab. Hierauf wird in Kap. IV genauer einzugehen sein.

Die hier angeführten familiendemographischen Trends, die sich noch weiter differenzieren ließen, zeigen jedoch bereits, dass sich das Bild von Familie in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert hat. Wir werden uns daher im Folgenden weiterhin mit diesen veränderten Strukturen und den sich daraus ergebenden Dynamiken für einzelne Teilbereiche der Familiensoziologie intensiver beschäftigen.

II. Familiensoziologie: Grundlagen

Wiederholungsfragen:

- Inwiefern und aus welchen Gründen unterscheidet sich das Geburtenverhalten in Ost- und Westdeutschland?
- Wie lassen sich die Einbrüche in der Geburtenziffer und den Eheschließungszahlen um 1990 in der ehemaligen DDR bzw. Ostdeutschland erklären?
- Welche Veränderungen sind mit Blick auf Eheschließungen und Ehescheidungen zu verzeichnen?
- Was verdeutlichen die Mikrozensusdaten zu den Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensform?

Literatur:

- Becker, G. S. (1982): Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen.
- Becker, G. S. (1993): A Treatise on the Family. Cambridge.
- Bernardi, L./Klärner, A. (2014): Social networks and fertility. In: Demographic Research, 30, S. 641–670. <https://doi.org/10.4054/DemRes.2014.30.22>
- Brentano, L. (1909): Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezentennien. In: Abhandlungen der historischen Klasse der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 24, S. 567–625.
- BMFSFJ (2022): Familienleben und Familienpolitik in Ost- und Westdeutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Cornelius, I. (1990): Familien- und Bevölkerungspolitik in der DDR: ein Beitrag zur Bestandsaufnahme und Analyse. In: Arbeit und Sozialpolitik, 44, S. 308–316.
- Hoffman, L. W./Hoffmann, M. L. (1973): The Value of Children to Parents. In: Fawcett, James T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York, S. 19–76.
- Huinink, J. (2016): Kinderwunsch und Geburtenentwicklung in der Bevölkerungssoziologie. In: Niephaus, Y./Kreyenfeld, M./Sackmann, R. (Hrsg.): Handbuch Bevölkerungssoziologie. Wiesbaden, S. 227–253.
- Huinink, J./Kreyenfeld, M./Trappe, H. (2012): Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland: Ähnlich und doch immer noch anders. Opladen.
- Kopp, J./Richter, N. (2015): Fertilität. In: Hill, P. B./Kopp, J. (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02276-1_13
- Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (2008): Wandel der Geburten- und Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland. In: Schneider, N. F. (Hrsg.): Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde. Opladen, S. 121–137.
- Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (2015): Sozialstruktur und Lebensform. In: Hill, P. B./Kopp, J. (Hrsg.) Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02276-1_12
- Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (2017a): Childlessness in East and West Germany: Long-Term Trends and Social Disparities. In: Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (Hrsg.): Childlessness in Europe: Contexts, Causes, and Consequences. Dodrecht, S. 97–114.
- Kreyenfeld, M./Konietzka, D. (2017b): Childlessness in Europe: Contexts, Causes, and Consequences. Dodrecht.
- Leibenstein, H. (1957): Economic backwardness and economic growth. New York.
- Lesthaeghe, R. (1992): Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern: Eine Deutung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 18, 313–354.
- Lois, D./Arránz Becker, O. (2014): Is fertility contagious? Using panel data to disentangle mechanisms of social network influences on fertility decisions. In: Advances in life course research. <http://dx.doi.org/10.1016/j.alcr.2013.10.001>.
- Nave-Herz, R. (2013): Ehe- und Familiensoziologie. Weinheim.
- Nave-Herz, R. (2022): Die Ehe in Deutschland. Opladen.

- Nauck, B. (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 53, S. 407–435. <https://doi.org/10.1007/s11577-001-0073-7>
- Nauck, B. (2016): Handlungstheoretische Ansätze in der Bevölkerungssoziologie: Fertilität, Familie und Lebensformen. In: Niephaus, Y./Kreyenfeld, M./Sackmann, R. (2016): Handbuch Bevölkerungssoziologie. Wiesbaden, S. 19–41
- Niephaus, Y./Kreyenfeld, M./Sackmann, R. (2016): Handbuch Bevölkerungssoziologie. Wiesbaden.
- Pavetic, M./Stein, P. (2011): Entscheidungsprozess zur Familiengründung in Partnerschaften. In: Zeitschrift für Familienforschung, 23, S. 5–23. <https://doi.org/10.20377/jfr-220>
- van de Kaa, D. (1987): Europe's Second Demographic Transition. *Population Bulletin*. Vol.42. No.1

III. Theoretische Ansätze in der Familiensoziologie

In diesem Kapitel werden die theoretischen Ansätze, die in der Familiensoziologie vielfältige Anwendung finden, mit Blick auf ihre grundsätzlichen Zugänge und Annahmen vorgestellt. Es geht um ein Grundverständnis der wesentlichen Ideen, um einen Zugang für die eigene Bearbeitung von Fragestellungen zu ermöglichen. Theorien dienen dazu, empirische Ergebnisse zu erklären und sind entsprechend von großer Bedeutung. In den sich anschließenden Kapiteln werden wir immer wieder auf einige Theorien verweisen.

Im Austausch mit Studierenden, mit Personen aus der Praxis oder einfach im Gespräch mit Freund:innen und Bekannten kann unter Umständen der Eindruck entstehen, dass mit Blick auf eine spezifische Fragestellung Verwunderung darüber herrscht, warum sich gerade mit diesem Problem beschäftigt werden soll, wo doch die Lösung auf der Hand liegt. Dies trifft insbesondere auch für familiensoziologische Fragestellungen zu. Da die meisten Personen in Familien aufwachsen, ist im Grunde genommen auch jede/r ein/e Expert:in auf dem Gebiet der Familie. Viele haben entsprechend konkrete Vorstellungen darüber, was Familie ist, wie Familie funktioniert, inwiefern es Probleme gibt und wie sie gelöst werden können. Manchmal sind die alltäglichen Lösungskonzepte in der Tat zielführend für die eigene Situation. Es muss jedoch beachtet werden, dass den handelnden Personen oft nicht ganz klar ist, unter welchen konkreten Bedingungen sich eine Lösung eingestellt hat oder welche weiteren Lösungsansätze ebenfalls möglich gewesen wären und welche nicht intendierten Folgen sich ergeben könnten.

Derartige Alltagstheorien sind zu unterscheiden von wissenschaftlichen Theorien. Eine Theorie „is a set of systematically related propositions that are empirically testable“ (Rudner 1966: 10). Wissenschaftliche Theorien sind demzufolge Überlegungen und Konzepte darüber, wie sich empirische Phänomene erklären lassen, indem aus den Theorien abgeleitete Aussagen an der Realität überprüft werden oder umgekehrt sich aus den empirischen Beobachtungen fundierte Theorien ergeben. Theorien bestehen aus grundsätzlichen *Annahmen*, die explizit dargestellt werden müssen. Annahmen sind von Forscher:innen gesetzte (und begründbare) Ansichten darüber, wie bestimmte Aspekte in der jeweiligen Situation oder bei einer Problemstellung gesehen werden, welches Menschenbild zugrunde liegt, ob und wenn ja, welche Bedürfnisse, welches Wissen usw. den Menschen unterstellt werden oder Ansichten darüber, wie Menschen grundsätzlich handeln oder reagieren würden. Zu diesen Ausgangsannahmen müssen zusätzlich *Konzepte* definiert werden. Konzepte können z.B. Begriffe sein, die klar definiert werden müssen, oder Konstrukte (gedankliche Konzeptionen) darüber, wie die soziale, die materielle, die finanzielle Welt oder die Persönlichkeit von Individuen beschaffen ist. Um eine Theorie empirisch, d.h. an der Wirklichkeit testen zu können, müssen diese Konzepte messbar sein. Darüber hinaus bestehen Theorien aus *Relationen* der Konzepte untereinander, d.h. sie bilden die Verknüpfungen oder auch die „Verben“, indem sie genau beschreiben, wie die Konzepte miteinander zusammenhängen. Aus diesen Verknüpfungen ergeben sich schließlich *Propositionen*. Propositionen sind Aussagen (Behauptungen), die die erwarteten Inhalte und Beziehungen um-

III. Theoretische Ansätze in der Familiensoziologie

fassen, die sich aus der Verknüpfung von Konzepten ergeben. Diese Propositionen müssen so eindeutig wie möglich und wiederum empirisch überprüfbar sein. Die empirische Testbarkeit ist ein entscheidendes Merkmal für eine wissenschaftliche Theorie. Hierbei gibt es eine hohe Orientierung am Prinzip der Falsifikation des Kritischen Rationalismus (Popper 1935/1994), d.h. eine Annahme über bestimmte Zusammenhänge muss vom Prinzip her widerlegbar sein (siehe auch White et al. 2019: 1ff.; Smith/Hamon 2022: 1ff.).

Im Folgenden seien einige zentrale theoretische Ansätze, die in der Familiensoziologie eine hohe Verbreitung gefunden haben, im Hinblick auf ihre grundsätzlichen Annahmen und Ideen angesprochen. Die jeweiligen Konzeptionen und Relationen können an dieser Stelle im Einzelnen nicht besprochen werden; hier müssen dann weiterführende Literaturhinweise genügen. Für eine vertiefende Diskussion zur Geschichte, zur Bedeutung und den vorliegenden theoretischen Kontroversen in der Familiensoziologie sind die Beiträge von Hill/Kopp (2015) und Burkart (2006) zu empfehlen. Die hier getroffene Auswahl orientiert sich an internationalen Publikationen, ist jedoch selektiv. Selbstverständlich wäre es auch möglich, andere Ansätze anzusprechen. In Teilen wird dies in den stärker empirisch ausgerichteten Kapiteln nachgeholt.

Symbolischer Interaktionismus

Der Symbolische Interaktionismus hat seine historischen Wurzeln im philosophischen Pragmatismus, wie er von William James, Charles Sanders Pierce, John Dewey, William I. Thomas und Doherty S. Thomas, George Herbert Mead und Charles H. Cooley Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelt wurde. Kurz umrissen nimmt der Pragmatismus die lebensweltlichen Handlungen, die Ideen, Wertungen und die Bedeutungen, die die Dinge für die Individuen haben in den Blick und fragt nach den praktischen Konsequenzen und Wirkungen. Sehr verkürzt formuliert, basiert dieser Ansatz auf dem berühmten Thomas-Theorem „What humans define as real has real consequences“ (Thomas/Thomas 1928: 572). Es gibt zentrale Protagonisten des Symbolischen Interaktionismus, die in hohem Maße auch heute noch aktuell sind. So werden insbesondere die Arbeiten von George Herbert Mead, Charles H. Cooley, Erving Goffman und Herbert Blumer als zentraler Ausgangspunkt genannt. Der Begriff des Symbolischen Interaktionismus stammt von Herbert Blumer (1969/2013: 64ff.).

Die grundsätzlichen Annahmen des symbolischen Interaktionismus basieren auf drei Prämissen: a) Menschen handeln Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen („Symbolen“), die diese Dinge für sie besitzen. b) Die Bedeutungen dieser Dinge werden durch die sozialen Interaktionen, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, hervorgebracht. c) Wenn Menschen mit unterschiedlichen Dingen und Erfahrungen in Kontakt kommen, dann interpretieren die Individuen, was dies letztendlich für sie, für ihre bisherigen Erfahrungen usw. bedeutet (Blumer 2013: 64ff.; Burr et al. 1979).

Der Symbolische Interaktionismus nimmt entsprechend Bezug auf vorliegende Objekte. Dazu gehören physische Gegenstände, Personen oder abstrakte Ideen. Vom Standpunkt des Symbolischen Interaktionismus ist das menschliche Zusammenleben ein Prozess, in dem Objekte, d.h. Symbolisierungen von etwas, durch Interaktionen mit anderen geschaffen, bestätigt, umgeformt oder verworfen werden (Blumer 2013: 77). Aus diesen Annahmen ergeben sich eine Reihe von zentralen Konzepten, die hier lediglich kurz erwähnt werden können:

Ein zentraler Aspekt betrifft die Analyse von *Symbolen*, wobei für die Familiensoziologie z.B. folgende Fragen im Vordergrund stehen: Wie verlaufen z.B. Kommunikationen und Interaktionen in einer Familie? Welche Symbolisierungen werden wie mit welchen Inhalten belegt und welche Folgen ergeben sich daraus? Grundlage zur Beantwortung dieser Fragen bildet das Konzept der *Definition der Situation*: „Wir müssen erkennen, dass die Aktivität der Menschen darin besteht, dass sie einem ständigen Fluss von Situationen begegnen, in denen sie handeln müssen, und dass ihr Handeln auf der Grundlage dessen aufgebaut ist, was sie wahrnehmen, wie sie das Wahrgenommene einschätzen und interpretieren und welche Art geplanter Handlungslinien sie entwerfen“ (Blumer 2013: 82; siehe auch Schütz/Luckmann 1979). Um die Definition der Situation zu erfassen kommen neben Symbolen und Interaktionen weitere Konzepte hinzu, wie die Bedeutung von *Gestiken und Mimiken*, von *Ritualen*, *Erwartungen* und *Normen*. Ein weiteres zentrales Konzept, welches in Deutschland vor allem im Kontext des Homo Sociologicus von Ralf Dahrendorf (1958) ergänzt wurde, ist das Konzept von *Rollen*. Rollen sind spezifische Erwartungen, die an eine Person in einer jeweiligen Situation gestellt und unterschiedlich stark sanktioniert werden. Rollen dienen wiederum zur eigenen Orientierung oder dazu, sich hinter ihnen zu verstecken (die sogenannte Vorder- und Hinterbühne von Erving Goffman). Für die Familiensoziologie hat das Rollenkonzept eine erhebliche Bedeutung, insbesondere dann, wenn die unterschiedlichen Rollen in der Familie betrachtet werden, wie z.B. die Mutter-Rolle, die Vater-Rolle, oder die von Großeltern oder Kindern. Zum Rollenkonzept gehört auch die Salienz von Rollen, d.h. wie stark sind bspw. Familienmitglieder ihren Rollen verpflichtet, z.B. nach einer Trennung der Eltern (siehe Schneider 2021). Weiterhin bedeutsam ist das bereits angesprochene Konzept von *Identität*, durch das das Rollenkonzept erweitert wird, indem z.B. die kollektiven Erwartungen, die an bestimmte Situationen geknüpft sind und bei Mead (1935) als die „generalisierten Anderen“ bezeichnet werden, aufgenommen werden. Indem wir uns an den allgemeinen Erwartungen des generalisierten Anderen orientieren, sind wir auch in der Lage, uns in die Rolle des anderen zu versetzen, was Mead als Rollenübernahme („taking the role of the other“) bezeichnet. Diese Rollenübernahme vollzieht das Kind nach Mead in zwei Phasen: zum einen durch die Phase des „play“, in der das Kind in die Rolle wichtiger Bezugspersonen schlüpft, die sogenannten „signifikanten anderen“, wie z.B. die Mutter, und dabei eine einzige Perspektive eines anderen einnimmt. Zum anderen durch die Phase des „game“, in der sich das Kind in die Perspektive vieler anderer gleichzeitig hineinversetzen muss und lernt, sich an konkrete Regeln zu halten, um „richtig“ zu spielen und den Geist des Spiels zu erfassen. Hier lernen Kinder, dass Familien, Organisationen usw. aus vielen verschiedenen Rollen bestehen. Der Pro-

III. Theoretische Ansätze in der Familiensoziologie

zess der Identitätsbildung ist dann die je individuelle Synthese zwischen dem „I“, das impulsive Ich (wie Abels es nennt, 2006: 255ff.), dem „me“, das reflektierte Ich und das sich aus der Synthese ergebende „Self“, das reflexive Bewusstsein. Die Überlegungen des Symbolischen Interaktionismus sind in hohem Maße auch heute noch aktuell für die Identitätsforschung und damit auch für Fragestellungen im Kontext von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen (Grundmann 2006).

Der Ansatz des Symbolischen Interaktionismus hat in vielerlei Hinsicht zentrale theoretische Konzepte zur Erforschung familialer Prozesse hervorgebracht. Arbeiten zur Sozialisationsfunktion von Familien, zur Entwicklung von Identität in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen, zur Rollentheorie sowie die Analyse von Interaktionsformen und -ordnungen nehmen auch heute noch ihren Ausgangspunkt beim Symbolischen Interaktionismus. Eine grundsätzliche Kritik am Symbolischen Interaktionismus liegt in der relativen Unbestimmtheit von Konzepten, was es schwierig macht, konkrete Behauptungen abzuleiten, um diese empirisch zu überprüfen (White et al. 2019: 98). Andere wiederum sehen gerade in dieser Offenheit seine besondere Stärke.

Stresstheoretischer Zugang

Der stresstheoretische Ansatz ist ein weit verbreiteter Ansatz in der Familien- und Partnerschaftsforschung. Ein sehr frühes Erklärungsmodell wurde von Reuben Hill in seinem Buch „Families under Stress“ (1949), in dem er die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf Familien untersucht, entworfen, das sogenannte ABC-X Modell. Dieses Modell besteht aus A, dem sogenannten Stressor, d.h. stressauslösende Ereignisse oder Entwicklungen, aus B, den familialen Ressourcen, und C, der Wahrnehmung und Bedeutung, die die Familie dem Stressor beimisst. Stressoren können viele Dinge sein: Arbeitslosigkeit, die Geburt eines Kindes, eine Erkrankung, der Auszug eines Kindes, eine neue Arbeitsstelle, Schulprobleme der Kinder usw. Sind Personen nicht in der Lage, einen wahrgenommenen Stressor mittels vorhandener Ressourcen zu bewältigen, dann kommt es zu einer Krise, dem X. Dieses Modell wurde inzwischen durch verschiedene Ansätze erweitert. Sehr bekannt ist das sogenannte double ABC-X Modell von McCubbing und Patterson (1982):

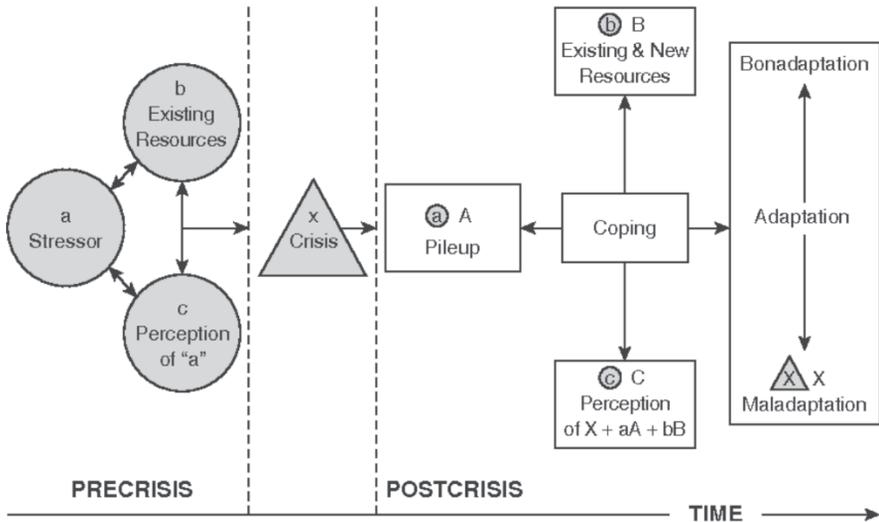


Abb. III.1: Stressortheoretischer Zugang. Quelle: McCubbing/Patterson, 1982.

Neben dem Ausgangsmodell wird hier eine weitere Phase angeschlossen, um zu verdeutlichen, dass Familien nicht nur mit dem ursprünglichen Stressor zu tun haben, sondern auch mit den Folgen und weiteren Situationen, die sich daraus ergeben. So treten ein Stressor und eine Krise oftmals nicht als Einzelphänomene auf, sondern ziehen Folgeprobleme mit sich, z.B. die weiteren Folgen einer Arbeitslosigkeit. So kann es dazu kommen, dass sich ein aA ergibt, was hier als Anhäufung (pileup) beschrieben wird. Auch für die vorhandenen Ressourcen und für die Wahrnehmung der Situation ergeben sich weitere Einflüsse (bB und cC). Es hängt nunmehr vom Coping ab, d.h. von den vorhandenen Bewältigungsmechanismen, ob eine Anpassung erfolgreich oder nicht erfolgreich wird. Betont werden soll hier, dass gerade der Zuschreibung eines Stressors (C und cC) eine wichtige Bedeutung zukommt. Hier zeigen sich eindeutig Parallelen zum zuvor skizzierten Symbolischen Interaktionismus und der Definition der Situation. Ausgangspunkt ist daher die Definition von Stress, allgemein verstanden als eine Situation, in der die Individuen aufgrund mangelnder Ressourcen nicht mehr in der Lage sind, mit den konfrontierten und wahrgenommen Herausforderungen (Stressoren genannt) adäquat umzugehen. Es kommt zu körperlichen und psychischen Reaktionen durch die Ausschüttung von Kortisol, Adrenalin und Noradrenalin (Stresshormone). Ob eine Situation oder ein Ereignis jedoch als Stressor angesehen wird, hängt zunächst von der Interpretation der beteiligten Personen ab. So kann die Geburt eines gewünschten Kindes ein positiver Stressor sein, es kann aber auch für andere ein negatives Ereignis darstellen, wenn es z.B. ungeplant passiert ist. Eine Grundannahme ist daher, dass die Auswirkungen eines Stressors von der Art und Weise des jeweiligen Stressfaktors und der jeweiligen Interpretation abhängt (Lazarus/Folkman 1984). Es gibt verschiedene Ansätze, die jeweiligen Stressoren zu klassifizieren: z.B. ob sie eher intern von der Person selbst kommen,

V.2 Eltern-Kind-Beziehungen und Erziehung

In diesem Kapitel werden zunächst die Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit dargestellt und die Gründe für diese Veränderungen rekapituliert. Im Weiteren wird sich dann anhand aktueller empirischer Befunde den gegenwärtigen Eltern-Kind-Beziehungen aus Perspektive der Eltern und der Kinder sowie den gestiegenen Anforderungen an Elternschaft gewidmet. Im Anschluss daran erfolgt eine Fokussierung auf veränderte Erziehungspraxen und Erziehungsziele. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einer Auseinandersetzung mit Einflussfaktoren auf das Erziehungsverhalten.

Die Frage nach der Qualität und der Ausgestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen ist ein Kernthema der Familiensoziologie und angrenzender Disziplinen wie der Familienpsychologie oder der Pädagogischen Psychologie. Hierbei ist zunächst zu unterscheiden, worauf der Fokus gelegt wird. Handelt es sich um Eltern-Kind-Beziehungen, bei denen die Kinder noch jünger (< 18), zumindest noch nicht erwachsen sind, so wird häufig von Eltern-Kind-Beziehungen oder Eltern-Kind-Verhältnissen gesprochen. Beziehen sich die Analysen jedoch auf Beziehungen zwischen Eltern und ihren bereits erwachsenen Kindern, so wird oftmals der Terminus intergenerationale Beziehungen benutzt (siehe dazu Kap. V.5). In diesem Kapitel geht es entsprechend um die Beziehung zwischen Eltern und jüngeren Kindern.

Eine Schwierigkeit besteht nunmehr darin, sich zu entscheiden, welche Facetten von Eltern-Kind-Beziehungen schwerpunktmäßig angesprochen werden sollen. In diesem Einführungsband können wir uns nur auf einige wenige Aspekte fokussieren. Zentral ist zunächst die grundsätzliche Betrachtung des Eltern-Kind-Verhältnisses, d.h. wie nehmen Eltern und auch Kinder ihre Beziehungen wahr? Ist es eher ein enges, intimes Verhältnis oder liegen größtenteils Konflikte vor oder vielleicht sogar beides gleichzeitig?

Eltern-Kind-Beziehungen

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg sind in Deutschland eine Reihe von Studien entstanden, die sich mit der Frage beschäftigten, inwiefern die Kriegs- und Nachkriegsereignisse (wie z.B. Hunger, Vertreibungen, die hohe Anzahl an Sterbefällen) sich auf Familie auswirken und ob sie den Familienzusammenhalt gefährdeten. Die Ergebnisse waren z.T. überraschend. So konnte Helmut Schelsky in seinen Untersuchungen zu „Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart“ aus dem Jahr 1953 zeigen, dass die Familie nicht auseinanderbrach, sondern sich – ganz im Gegenteil – eine starke Solidarität innerhalb der Familie und Verwandtschaft entwickelte (Schelsky 1953: 96f.; 354f.). Obgleich Schelskys These einer starken familialen Solidarität (bekannt auch als „Restabilisierungsthese“ von Familie) nicht von allen Autor:innen geteilt wurde, ist dieser historische Blick jedoch vor allem deshalb interessant, weil auch das Eltern-Kind-Verhältnis intensiv diskutiert wurde. Hierbei sind vor allem auch die Arbeiten von Gerhard Wurzbacher, Gerhard Baumert und Hilde Thurnwald zu nennen. Dem Resümee von Yvonne Schütze (2002: 72) über die Befunde der damaligen Familienforschung folgend,

V. Familiäre Beziehungen und Dynamiken

liegen die übereinstimmenden Ergebnisse der Studien darin, dass sich die patriarchalische, autoritäre Familienstruktur aufzulösen beginnt und sich ein „Übergang von der Elternbestimmtheit der Kinder zur Kindbezogenheit der Eltern“ entwickelt hat (Wurzbacher 1961: 84f.). So kommt Wurzbacher zu dem Ergebnis, dass elterliche Erziehungsziele wie Gehorsamkeit und Folgsamkeit deutlich in den Hintergrund getreten sind und Erziehungsstile, die auf Strenge und Autorität ausgelegt sind, deutlich weniger seitens der befragten Eltern genannt werden (1954: 91). Dieser Wandel an familialen Umgangsformen und Verhaltensstandards und die damit einhergehende zunehmende Fokussierung auf die Eigenständigkeit und die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes hat sich in den folgenden Jahrzehnten weiter fortgesetzt. Yvonne Schütze spricht daher von der „kindzentrierten Familie“ (2002: 78) und betont damit, dass sich Eltern stärker an den Bedürfnissen der Kinder orientieren. Auch Kinder betonen gegenüber ihren Eltern mehr Selbstständigkeit, treffen vermehrt eigene Entscheidungen (Büchner 1985; Grunert/Krüger 2006). De Swaan (1982) bezeichnet diese Veränderungen als eine Entwicklung vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt.

In der neueren Forschung zu familialen Leitbildern (z.B. Henry-Huthmacher/Borchard 2008; Merkle/Wippermann 2008; Diabaté et al. 2015; Schneider/Diabaté 2022) finden sich diese Veränderungen ebenfalls wieder. Hierbei kristallisieren sich drei Leitbilder heraus: das Leitbild komplementärer Elternrollen mit der Betonung der männlichen Alleinverdiener-Ehe und der Betreuung der Kinder durch die Mütter; das Leitbild einer kindzentrierten Mutter und das Leitbild einer kindzentrierten Erziehungsarbeit, dadurch gekennzeichnet, dass von beiden Elternteilen eine aktive Zusammenarbeit an der Kindererziehung erwartet wird (Diabaté et al. 2015: 252ff.). Dieser zuletzt genannte Normenkomplex einer kindzentrierten Erziehungsarbeit hat die höchsten Zustimmungswerte (42,3%) erhalten. Tanja Merkle und Carsten Wippermann (2008: 36ff.) finden in ihren Analysen zwar eine gewisse milieuspezifische Pluralisierung von Leitbildern, jedoch überwiegt das Normbild der „guten Mutter“. Normative Vorstellungen von Elternschaft sind entsprechend durch eine hohe Orientierung am Kindeswohl und durch eine bedürfnisbezogene Förderung von Kindern gekennzeichnet. Diese „Norm einer verantworteten Elternschaft“ – wie Franz-Xaver Kaufmann bereits betonte (1995: 42) – und die Norm einer kindgerechten Erziehung sind gegenwärtig hochgradig internalisiert, was nicht gleichbedeutend mit einem Gelingen dieser Aufgabe ist. Diese Entwicklungen führen jedoch zu hohen Erwartungen und Anforderungen an die Elternrolle und Eltern sind nicht selten mit diesem enormen Druck konfrontiert und überfordert (Henry-Huthmacher 2008: 23).

Diese Veränderungen gingen ebenfalls damit einher, dass sich die Erwartungszuschreibungen an Kinder veränderten. Die sogenannte Value-of-Children (VOC) Forschung ist dieser Fragestellung bereits vor einigen Jahrzehnten ausführlich nachgegangen (Nauck 1989, 2001, 2014). Die VOC-Forschung hat mit Bezug auf die Rational-Choice Theorie darauf hingewiesen, dass die ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen in einer Gesellschaft mit dem generativen Verhalten (d.h. die Anzahl von Kindern) und auch mit der Qualität in der Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen korrespondieren. In diesem Zusammenhang

hat Bernhard Nauck früh betont, dass ökonomische-utilitaristische Nutzenerwartungen an Kinder (z.B. frühe Beiträge der Kinder zum Familienhaushalt durch Mithilfe oder Kinderarbeit, Hilfe und materielle Unterstützung im Alter) aufgrund der Wohlstandsentwicklung in westlichen Industriegesellschaften zurückgegangen und psychische Nutzenerwartungen an Kinder (z.B. emotionale Bindungen zu Kindern, Freude an gemeinsamen Aktivitäten, die Freude, Kinder aufwachsen zu sehen usw., begleitet durch eine Betonung der innerfamiliären Beziehungen) zugenommen haben (Nauck 1989: 2014). Dies drückt sich dann auch im Eltern-Kind-Verhältnis aus. Eltern bekommen eher weniger Kinder und investieren mehr in deren Qualität (persönliche Entwicklung, Ausbildung usw.; siehe dazu auch den Abschnitt über die Neue Haushaltsökonomie von Gary S. Becker, Kap. III). Dadurch, dass die psychischen Nutzenerwartungen an Kindern zugenommen haben, hat auch die Emotionalität und die Beziehungsqualität zu Kindern an Bedeutung gewonnen.

Begleitet wurden diese Entwicklungen durch gesellschaftliche Veränderungsprozesse, wie die positive wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland und dem damit einhergehenden Ausbau einer wohlfahrtsstaatlichen Absicherung von Lebensrisiken; durch den Ausbau des Bildungs- und Ausbildungssystems, was stärker soziale Aufstiege ermöglicht; durch die bessere medizinische und pflegerische Versorgung; durch Veränderungen auf den Arbeitsmärkten, die dazu geführt haben, dass vormals familiäre Funktionen vermehrt durch spezialisierte gesellschaftliche Teilsysteme übernommen wurden (Büchner 1985). Dies führte letztendlich dazu, dass die zentrale Aufgabe in der Familie in der Ausübung der Sozialisations- und Erziehungsfunktion gesehen wird, was gemeinhin als Funktionswandel von Familie beschrieben wird (Nave-Herz 2013: 77ff.).

Neben einigen Studien aus den 1990er Jahren (Zinnecker/Silbereisen 1996), wurden zu Beginn des 21. Jahrhunderts vermehrt weitere repräsentative Umfragen in Bezug auf Familie, Kindheit und Jugend durchgeführt, in denen das Eltern-Kind-Verhältnis thematisiert wurde und in denen vermehrt die Perspektiven der Kinder mit einbezogen wurden. Die stärkere Einbeziehung der kindlichen Perspektiven ist insbesondere eine Folge des sogenannten „New Childhood Paradigma“ innerhalb der Kindheitssoziologie (siehe ausführlicher Bühler-Niederberger 2020: 190ff.). Besonders interessant sind Studien, die der Frage nachgehen, inwieweit die Elternperspektive mit der Kinderperspektive übereinstimmt. So berichtet bspw. Brake (2005) auf Grundlage von Daten des DJI-Kinderpanels, dass bei den untersuchten 998 Mutter-Kind-Dyaden (Kinder im Alter von 8–9 Jahren) mit Blick auf die Wahrnehmung von Konflikten lediglich in 49% der Fälle eine Übereinstimmung vorliegt: Kinder nehmen Konflikte mit den Eltern in geringerem Maße wahr als ihre Eltern. Das gilt auch bezüglich der Anlässe für Konflikte. Hier geben Eltern eher mehrere Anlässe an als ihre Kinder. Für die Erklärung derartiger Befunde wird u.a. auf methodische Gründe verwiesen. So könnten Kinder und Eltern unter den Begriffen „Streit/Konflikte“ jeweils etwas Anderes verstehen oder es werden jeweils andere Assoziationen mit diesen Begriffen ausgelöst. Gleichwohl bestätigt dieses Ergebnis, dass die Deutung von Situationen – ganz gemäß den theoretischen Annahmen des Symbolischen Interaktionismus (siehe Kap. III) – sehr unterschied-

V. Familiäre Beziehungen und Dynamiken

lich sein kann. Das zeigt sich auch mit Blick auf das wahrgenommene Klima in der Familie. Hierbei beantworten Eltern und Kinder Items wie: „Ich bin gerne mit meiner Familie zusammen“, „In unserer Familie kommt es zu Reibereien“ oder „In unserer Familie haben wir viel Spaß miteinander“ (Antwortskala: 1= immer bis 4= nie). Die Ergebnisse zeigen, dass im Durchschnitt betrachtet Eltern und Kinder zum einen ein sehr positives Familienklima wahrnehmen und selten über Konflikte oder Reibereien berichten. Wird jedoch genau betrachtet, inwieweit Eltern und Kinder aus denselben Familien mit ihren Einschätzungen übereinstimmen, so zeigt sich auch hier, dass die Zusammenhänge eher gering sind, d.h. Eltern (hier Mütter) nehmen die familiäre Situation anders wahr als Kinder. Dieses Ergebnis erstaunt umso mehr, wenn berücksichtigt wird, dass Eltern und Kinder z.B. im Hinblick auf schulbezogene Einschätzungen („Mein Kind geht gerne zur Schule“) deutlich höhere Übereinstimmungen aufweisen. So lässt sich vermuten, dass es in der Tat systematische Verzerrungen bzw. eigenständige Blickwinkel auf das familiäre Zusammenleben gibt. Ein Einflussfaktor für systematische Unterschiede im Familienklima liegt in der familialen Beziehungsqualität. Je positiver das Miteinander in der Familie bewertet wird, desto geringer ist die Abweichung zwischen den Antworten der Kinder und denen der Mütter“ (Brake 2005: 57). Weitere Einflussfaktoren wie das Geschlecht des Kindes, sozialer Status der Familie, Erwerbssituation der Mutter, Anzahl der Geschwister waren nicht bedeutsam, wohl aber die Familienform: In der Familienform „Alleinerziehende Mütter ohne Partner“ wurden die größten Diskrepanzen in der Wahrnehmung des Familienklimas berichtet. Ein weiterer Faktor ist die Persönlichkeit des Kindes: Je positiver das Selbstbild und die sozialen und kognitiven Kompetenzen des Kindes, desto geringer weichen Eltern und Kinder von ihren Bewertungen des familialen Zusammenlebens ab. Gerade im Hinblick auf die Perspektive von Kindern wurde in den letzten Jahrzehnten im Kontext der Childhood Studies darauf hingewiesen, dass die Perspektive der Kinder als eine eigenständige Blickrichtung wahrgenommen und respektiert werden muss (Qvortrup et al. 2009; Esser et al. 2016; Bühler-Niederberger 2020).

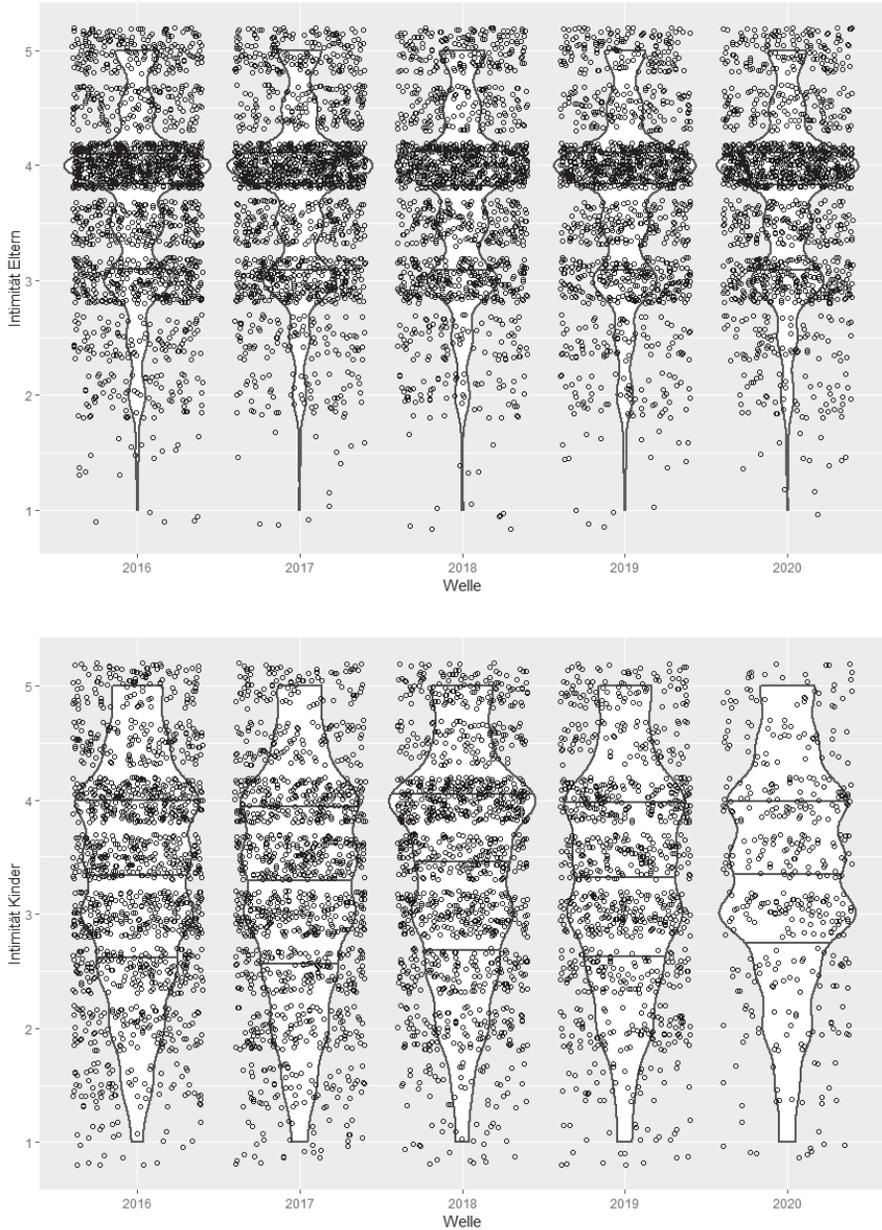


Abb. V.3: Angaben zur Intimität von Eltern und Kindern. Quelle: pairfam, Welle 9 bis 13.

VI. Soziale Ungleichheit und Familien

Im Mittelpunkt stehen die Begriffe der sozialen Ungleichheit und der Armut. Neben der Definition von sozialer Ungleichheit werden zentrale Ungleichheitsdimensionen (Einkommen, Vermögen, Vererbung, Bildung, Wohnen und familiale Aktivitäten) anhand empirischer Ergebnisse dargestellt. Darüber hinaus werden unterschiedliche Armutskonzepte benannt und anhand von empirischen Daten erläutert. Schließlich wird danach gefragt, welche Folgen von Armut sich für die Familienmitglieder, für Kinder und Jugendliche ergeben.

In den vorangegangenen Kapiteln ist an vielen Stellen deutlich geworden, dass die Bedingungen für die Ausgestaltung des Familienlebens sehr unterschiedlich sein können. Nicht nur die strukturellen Bedingungen variieren (z.B. Zwei-Eltern-Familie, alleinerziehende Eltern, Stieffamilien), auch familiale Dynamiken können sehr verschieden sein und können damit auch sehr unterschiedliche Bedingungen für die einzelnen Familienmitglieder, für familiale Beziehungen und für die Erziehung und Sozialisation von Kindern bereithalten. Hierbei spielen vor allem auch die materiellen und finanziellen Bedingungen des familialen Haushalts eine wichtige Rolle und berühren ein zentrales Thema in der Soziologie: die soziale Ungleichheit in und durch Familien. Wir wollen uns in diesem letzten Kapitel daher abschließend mit dem Thema der sozialen Ungleichheit etwas intensiver beschäftigen.

Es lassen sich in der Sozialstrukturforschung verschiedene Definitionen für den Begriff der sozialen Ungleichheit finden. Eine Definition im engeren Sinne wurde von Johannes Huinink und Torsten Schröder (2014: 97) vorgelegt: Soziale Ungleichheit wird definiert als gesellschaftlich bedingte und strukturell verankerte Ungleichheit in den Lebens- und Handlungsbedingungen von Menschen, die es ihnen in unterschiedlichem Ausmaß erlauben, allgemein anerkannte Lebensziele zu verwirklichen. Diese Definition beruht auf der Annahme, dass es allgemeine menschliche Grundbedürfnisse gibt, die allem Handeln des Menschen als Motivation zugrunde liegen: das physisch-psychische Wohlbefinden und die soziale Anerkennung (siehe die ausführliche Begründung von Hartmut Esser 1999: 91ff.). Diese Grundbedürfnisse sind aber nicht unmittelbar zu befriedigen, sondern die Menschen müssen über entsprechende Lebensbedingungen und die notwendigen Ressourcen verfügen, die ihnen zur Befriedigung ihrer Ziele und Bedürfnisse verhelfen. Die angestrebten Lebensbedingungen und Ressourcen bilden daher selbst allgemeine Ziele des individuellen Handelns. Robert K. Merton beschreibt sie als allgemeine kulturelle Ziele des Menschen und sie beziehen sich auf anerkannte und wertgeschätzte Ressourcen, Eigenschaften und Leistungen, die in einer Gesellschaft erstrebenswert sind. Diese kulturellen Ziele hängen von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen ab und können sich von Gesellschaft zu Gesellschaft unterscheiden (Merton 1995). Ein kulturelles Ziel ist bspw. der materielle Wohlstand oder die eigene Gesundheit, soziale Anerkennung oder Autonomie (siehe ausführlicher Huinink/Schröder 2014: 106ff.). Nun müssen jedoch auch diese kulturellen Ziele irgendwie erreicht werden und diesbezüglich führt Merton aus, dass es dafür in Gesellschaften legitime und institutionalisierte Mittel und

VI. Soziale Ungleichheit und Familien

Wege gibt. So ist das kulturelle Ziel „materieller Wohlstand“ z.B. zu erreichen über finanzielle Ressourcen. Gesundheit ist in Teilen ebenfalls über finanzielle Mittel zu erreichen, aber auch durch bestimmte Arbeits-, Freizeit- oder Wohnbedingungen. Diese Verknüpfung von Zielen (auch Zwischenziele genannt) ließe sich weiter ausführen: finanzielle Ressourcen könnten über eine hohe Bildung und durch eine gut bezahlte Erwerbstätigkeit realisiert werden oder durch das Antreten einer Erbschaft usw. Ein illegitimes Mittel zur Erreichung von finanziellen Ressourcen ist hingegen der Banküberfall oder Betrug. Wenn entsprechend von sozialer Ungleichheit gesprochen wird, dann geht es darum, dass die Chancen zur Erreichung erstrebenswerter Ziele ungleich in der Bevölkerung verteilt sind, was dazu führt, dass damit auch die Möglichkeiten zur Befriedigung von menschlichen Grundbedürfnissen ungleich verteilt sind. In unserer Gesellschaft sind vielfältige Einflussfaktoren bekannt und relevant, die einen Einfluss auf diese Ungleichheit haben. Sie werden als Dimensionen sozialer Ungleichheit oder als Ungleichheitsmerkmale bezeichnet (Huinink/Schröder 2014: 107), wobei Einkommen und Vermögen, Bildung und Erwerbchancen, aber auch soziale Beziehungen und Partizipationsmöglichkeiten – neben weiteren – sehr bedeutsam sind.

Mit Blick auf Familie und soziale Ungleichheit ließe sich nunmehr betrachten, wie unterschiedlich Familien im Hinblick auf die erwähnten Ungleichheitsmerkmale sind, um analysieren zu können, in welcher Form auch das Aufwachsen in Familien ungleiche Lebenschancen beinhalten kann.

Einkommens- und Vermögensungleichheit

Ein zentraler Indikator der sozialen Ungleichheit ist das Einkommen und das vorhandene Vermögen von Familien. Es liegen inzwischen vielfältige Analysen zur Einkommens- und Vermögensverteilung, auch im Hinblick auf unterschiedliche Familienformen vor. Sowohl im jährlichen Datenreport (Datenreport 2021) als auch im Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung sowie in den vielen spezifischen Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamtes oder des Ministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2020) sind entsprechende Analysen verfügbar. Bei einer Einkommensbetrachtung von Haushalten muss beachtet werden, dass Haushalte je nach der Anzahl und dem Alter der darin lebenden Personen unterschiedliche Bedarfe haben. So bieten 4.500 Euro in einem Haushalt mit zwei erwachsenen Personen mehr finanzielle Möglichkeiten für die einzelnen Personen als in einem Haushalt mit zwei erwachsenen Personen und zwei Kindern, zumindest wenn angenommen werden kann, dass alle Familienmitglieder hinreichend berücksichtigt werden. Um die unterschiedlichen Bedarfe und das zur Verfügung stehende Einkommen besser vergleichen zu können, wird daher das sogenannte *Nettoäquivalenzeinkommen* berechnet. Das Nettoäquivalenzeinkommen ist ein je nach Zahl und Alter der Haushaltsmitglieder gewichtetes Nettoeinkommen des Haushalts. Nach der neueren OECD-Skala erhält der/die Haupteinkommensbeziehende den Gewichtungsfaktor 1,0. Alle weiteren Haushaltsmitglieder, die 14 Jahre oder älter sind, bekommen den Faktor 0,5 und Personen unter 14 Jahren werden mit dem Faktor 0,3 berücksichtigt. Daraus ergibt sich für das oben genannte Einkommen von 4.500€ ein Äquivalenzeinkommen für

einen Haushalt mit zwei erwachsenen Personen und zwei Kindern unter 14 Jahren von 2142,86€ ($4.500/(1,0+0,5+0,3+0,3) = 2.142,86$). Aufschlussreich ist hierbei z.B. die Betrachtung von Einkommensquintilen. Quantile sind ein Streuungsmaß in der Statistik. Bezogen auf das Einkommen wird hierbei das Einkommen der Haushalte der Höhe nach sortiert und dann in mehrere gleich große Abschnitte unterteilt (bei Einkommensquintilen sind es fünf Teile, bei Einkommensdezilen sind es zehn Teile). Eine Einteilung des Nettoäquivalenzeinkommens der Bevölkerung nach Einkommensquintilen ergab für 2021, dass dem unteren Fünftel der Bevölkerung (20%) ein jährliches Nettoäquivalenzeinkommen von unter 16.300€ zur Verfügung stand; zwei Fünftel (40%) hatten weniger als 22.000€; drei Fünftel (60%) hatten weniger als 28.400€; vier Fünftel (80%) kamen auf bis zu 38.100 und die letzten 20% hatten jährliche Einkommenswerte (Äquivalenzeinkommen) von mehr als 38.100€. Interessant ist nun eine Einteilung, welche Familienformen sich wie auf die einzelnen Quintile verteilen (siehe Abbildung VI.1.).

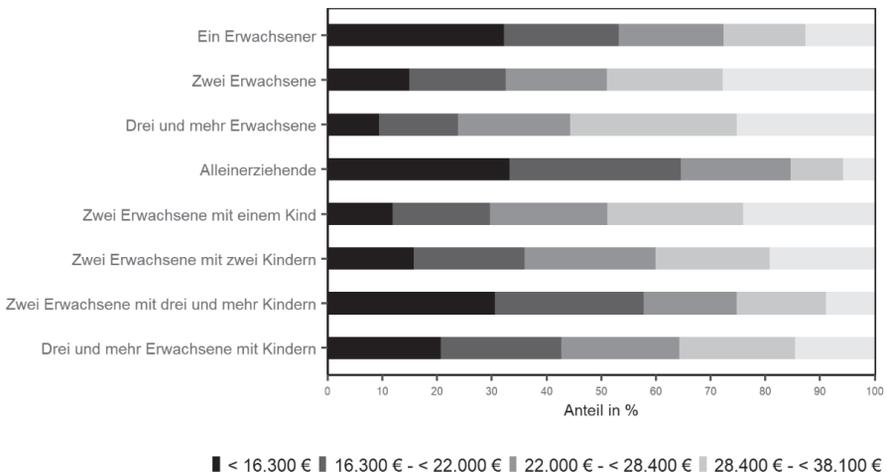


Abb. VI.1: Verteilung des jährlichen Nettoäquivalenzeinkommens nach Haushaltstyp 2021. Quelle: Statistisches Bundesamt.

Die Abbildung VI.1 zeigt, dass von allen Haushalten mit zwei Erwachsenen und mit zwei Kindern zu 15,7% ein jährliches Nettoäquivalenzeinkommen von unter 16.300€ haben. 20,3% haben ein Einkommen zwischen 16.300 und 22.000€. 19,2% haben ein jährliches Einkommen von mehr als 38.100€. Zwei Erwachsene mit drei Kindern haben nun zu 30,6% ein Einkommen unter 16.300€; 27,1% ein Einkommen zwischen 16.300 und 22.000€ und nur 9% ein Einkommen über 38.100. Bei einer Betrachtung der Alleinerziehenden werden die Unterschiede noch deutlicher: 33,2% liegen unter 16.300; 31,4% zwischen 16.300 und 22.000€ und lediglich 5,9% liegen über 38.100€. Ohne an dieser Stelle auf weitere Zahlen eingehen zu wollen, zeigen die Daten recht gut, dass die finanziellen Bedingungen der Familien deutlich ungleich verteilt sind. Ein Standardmaß, um die Einkommensungleichheit zu messen, ist der sogenannte Gini-Koeffizient.

VI. Soziale Ungleichheit und Familien

Der Gini-Koeffizient basiert auf der Lorenzkurve und ist ein Maß der relativen Ungleichheit. Er kann einen Wert zwischen Null und Eins bzw. skaliert von 0 bis 100 (Gini-Index) annehmen. Im Falle einer vollkommenen Gleichverteilung des Einkommens (jeder hat das gleiche Einkommen) ergibt sich für den Gini-Koeffizienten ein Wert von Null und im Falle der Konzentration des gesamten Einkommens auf nur eine Person ein Wert von 1. In den letzten Jahren ist diesem Maß zufolge die soziale Ungleichheit beim verfügbaren Haushaltseinkommen deutlich angestiegen (Abbildung VI.2).

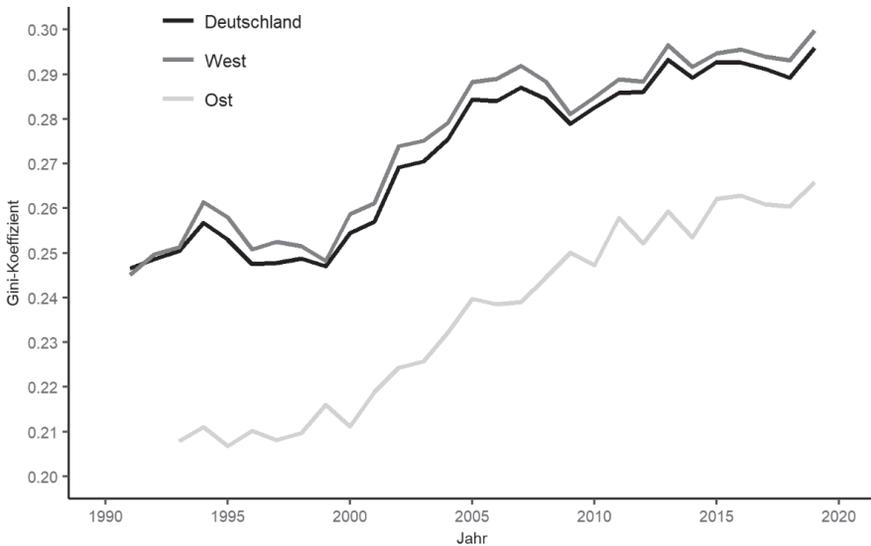


Abb. VI.2: Gini-Koeffizient für die Einkommens- und Vermögensungleichheit in Deutschland. Datenquelle: WSI Verteilungsbericht 2022.

Neben dem Einkommen kommt dem Vermögen der Privathaushalte eine wichtige Bedeutung für die soziale Ungleichheit in einer Gesellschaft zu. Auch hierbei gibt es sehr viele unterschiedliche Berechnungen und Detailfragen. Um jedoch einen kurzen Überblick darüber zu bekommen, fügen wir eine Tabelle aus dem Datenreport 2021 an: In dieser Tabelle abgetragen sind die Anteile am Nettovermögen. Hierbei wird die Bevölkerung sortiert nach der Höhe des Nettovermögens und dann werden sie in zehn gleich große Gruppen (Dezile) eingeteilt. Man kann nun erkennen, dass das erste, das ärmste Dezil, einen negativen Wert aufweist, d.h. diese Bevölkerungsgruppe ist verschuldet. Werden die ersten fünf Dezile aufaddiert, so zeigt sich, dass die ärmere Hälfte der deutschen Bevölkerung lediglich 1,4% des gesamten Nettovermögens besitzen (kumulierter Anteil). Bei der Betrachtung des obersten Dezils wird deutlich, dass die reichsten 10% der Bevölkerung ca. 56,1% des gesamten Nettovermögens besitzen (Grabka/Halbmeier 2021).

Stichwortverzeichnis

Die Angaben verweisen auf die Seitenzahlen des Buches.

A

Abstammung 20, 21
Aktivitäten, familiäre 121, 122, 124, 126, 128, 140, 141, 197, 214
Alleinerziehende Familie 23, 79, 80, 114, 173
Ambivalenz 145, 148
Arbeitsteilung 29, 31, 89, 92, 93, 95, 98, 133, 136, 138, 142, 191
Arbeitszeitdiskrepanz 136, 139
Armut und Familie 204
Austauschtheorie 58, 62, 64, 65, 191

B

Bargaining Models 66
beeinträchtigte Geschwisterkinder 161
Betreuungsmodell 174
Betreuungszeiten 80, 123, 174, 176
Bohnenstangen-Familie 146

C

Co-Parenting 81, 96, 113, 174, 175, 179, 213
COVID-19-Pandemie 31, 54, 127, 137, 139, 147, 151, 169, 179, 190, 214

D

Definition von Familie 13, 18, 26, 44, 81
demografischer/biographischer Übergang 31, 33, 37, 38, 72, 84, 89, 91–98, 102, 114, 137, 152, 169–171, 175–177, 209
Doing Family 81, 128
Doing Parenthood 81

E

Ehescheidung 44, 46, 170, 173
Eheschließung 26, 40, 41, 44, 46, 170
Ein-Eltern-Familie 23, 161, 175, 177
Einkommens- und Vermögensungleichheit 198, 200
Eltern-Kind-Beziehung 13, 20, 22, 35, 72, 79, 89, 101, 102, 106, 112, 113, 115,

116, 126, 145, 148, 155, 163, 173, 175, 176

Eltern-Kind-Verhältnis 101, 103, 106
Enkelkinder 146, 148, 150–152
Erwartungsnutzentheorie 62–64
Erwerbskonstellationen 135, 136
Erwerbstätigenquote 133–135
Erziehungsstile 102, 107–110, 113, 124, 141
Erziehungsverhalten 71, 95, 101, 106, 112, 113, 116, 121, 125, 141, 157, 190

F

Familie
– Familiendemografie 32
– Familienformen 17, 22–27, 31, 44, 45, 68, 77–82, 84, 85, 104, 114, 169, 172, 185, 198, 199
– Familienverläufe 77, 78, 81–84
Familienforschung 28–30, 62, 68, 71, 72, 92, 96, 101, 140, 178, 186
– historische 28, 92
Feministische Theorie 67
Freizeitaktivitäten 95, 96, 121–126, 128, 129, 139, 191

G

Geburt eines Kindes 23, 38, 52, 93, 94, 98
Geburtenentwicklung 33, 38
Gender 67, 69, 137, 147, 203
Gender Care Gap 137
Gender Pay Gap 203
Generationenbeziehungen 145, 146, 148, 150, 151
Generationendifferenzierung 18–20
Genetik 70, 72
Geschichte der Familie 14, 28
Geschichte der Familiensoziologie 33
Gewalt
– Gewalt gegen Kinder 189
– Gewalttätigkeit 127, 172
– Häusliche Gewalt 162, 186, 188, 189, 192
– Partnerschaftsgewalt 187, 191

Stichwortverzeichnis

Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft 26
Großeltern 18–20, 24, 51, 95, 145, 146, 148, 150–152
Großeltern-Enkel-Beziehung 145

I

Intensivierung von Elternschaft 110, 121, 122, 124, 125, 129, 213
intergenerationale Mobilität 203

K

Kinderbetreuung 121–124, 137, 138
Kinderlosigkeit 37–39, 146, 150
Kindschaftsverhältnis 45, 78–80
Kooperations- und Solidaritätsverhältnis 18, 19, 26, 27

L

Lebensform 14, 18, 23, 26, 27, 30, 31, 41, 44–46, 77–81, 84, 213
Lebensformenkonzept 44, 78, 79
Lebenslaufansatz 37, 71, 72, 81, 159
LSBTI* 68, 77, 78, 81, 85, 114, 115, 213

M

Medien 13, 18, 97, 109, 111, 114, 121, 123, 126–129, 213
Medienerziehung 127, 128
Mehrgenerationenfamilie 19, 24, 146
Mikrozensus 44, 45, 78–80, 146, 205, 207
Mutterschaft 20–22, 97

N

Neue Haushaltsökonomie 35, 103, 122, 170
Nichteheliche Lebensgemeinschaft 25, 26, 39, 41, 43, 45, 82, 84, 114, 170, 171, 187, 188, 192

P

Parenting 81, 96, 106, 109, 113, 174, 175, 179, 213
Partnerschaftszufriedenheit 93, 94, 96, 190

P

Pflege 24, 137, 145, 149, 150, 152, 157, 169, 179, 209
Pflegebedürftigkeit 149, 160
Pflegeleistungen 149, 150
Primärgruppe 17

Q

Queer 67–69, 77, 78

R

Rational-Choice Theorie 62, 102
Re-Traditionalisierung 89, 95, 98
Rechtliche Elternschaft 20
Regretting Motherhood 97

S

Sorgerecht 20, 21, 174
sozial-familiäre Beziehung 20–22
Soziale Elternschaft 20, 22–24, 27, 78, 80–82
Soziale Rollen 91
Sozialisationsfunktion 18, 52, 58, 95, 155
Sozialökologischer Zugang 59, 61, 66, 72, 73, 191
Soziobiologie 61, 69, 163
Sterben 177, 178, 189
Stiefgeschwister 155, 156, 161
Stresstheoretischer Zugang 52–54, 70, 93, 169, 191
Symbolischer Interaktionismus 50
Systemtheorie 54–58, 61

T

Technoference 127
Transferleistungen 147, 148, 151
Trennung der Eltern 19, 22, 51, 170, 172

V

Value-of-Children 36, 102
Vaterschaft 20–22
Verwandtschaft 13, 19, 20, 68, 69, 101, 146, 155

W

Wechselmodell 80, 174

Wohlbefinden 89, 92, 93, 96, 97, 140,
141, 151, 171–175, 177, 178, 192,
197, 208
– von Eltern 140
– von Großeltern 151
– von Kindern 177
Work-Life-Balance 133, 138

Z

Zeitverwendung 121–123, 137
Zwei-Eltern-Familie 23, 24, 68, 80,
82–84, 114, 197, 204, 207
Zwillingsforschung 155, 163

Bereits erschienen in der Reihe STUDIENKURS SOZIOLOGIE



Klassiker der Soziologie
Von Sen.-Prof. em. Dr. Maurizio Bach
2023, 144 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-7560-0506-2

Link zum
Nomos-Shop



Bildungssoziologie
Von Prof. Dr. Janna Teltemann
2. Auflage 2022, 215 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-8487-7320-6



Umweltsoziologie
Von Prof. Dr. Cordula Kropp und
Dr. Marco Sonnberger
2021, 237 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-8487-5035-1



Politische Soziologie
Von Prof. Dr. Boris Holzer
2. Auflage 2020, 199 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-8487-6109-8





Transnationalismus
Von Prof. Dr. Magdalena Nowicka
2019, 170 S., broschiert,
ISBN 978-3-8487-5059-7



Öffentliche Soziologie
Von PD Dr. Oliver Neun
2019, 225 S., broschiert,
ISBN 978-3-8487-4758-0

